

Richard L. Cary Vorlesung

**Das Schöpferische
in einer gefährdeten Welt**

Otto Czierski

Herausgegeben von der
Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.

1972

Richard L. Cary Vorlesung

Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt

Otto Czerski

© Otto Czerski 1972/2017

Herausgeberin: Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.
Bombergallee 9
31812 Bad Pyrmont

www.quaeker.org

Bearbeitung Online-Ausgabe: Esther Köhring und Uwe Schiller

Mensch, geh nur in dich selbst,
denn nach dem Stein der Weisen
darf man nicht allererst
in fremde Lande reisen.

Angelus Silesius

Richard L. Cary

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und absolvierte die Ausbildung zum Bergwerksingenieur. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der Baltimore Sun. Als Verfasser der Leitartikel dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder näher zu bringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, dass die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, dass der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer zu Berlin gerufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er zahlreiche Vorträge hielt. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, dass ihn ein Schlaganfall traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres in Berlin starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis an Richard L. Cary hatten seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt war, in jedem Jahr während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundhaltung des Quäkertums ergeben. Seit 1960 übernimmt die Deutsche Jahresversammlung die Verpflichtung, die Vorlesung im Sinne der Freunde aus Baltimore weiterzuführen.

Während der Trauerfeier für Richard Cary in Berlin wurde – wie es im Quäker Ende 1933 heißt – hervorgehoben, mit welcher inneren Hingabe und Liebe Richard **und** seine Frau Mary in ihrer Arbeit gestanden hätten, seit sie nach Deutschland gekommen seien. Mary werde die Arbeit fortsetzen, die sie zusammen mit ihrem Manne begonnen habe. Und als Mary dann Deutschland verließ - wie es im QUÄKER Ende 1934 heißt - wurde von Emil Fuchs betont, sie sei zuständig gewesen für die Kindergruppe, die Jungquäker und die Studentenarbeit. Sie habe die Kraft und die Freudigkeit besessen, das gemeinsame Werk weiter zu tun im Geiste der Liebe und der Treue, in der sie es gemeinsam mit Richard getan hätte.

Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt

Aus dem Tagebuch eines Jahres

Mensch dieses Jahrhunderts, das von zwei Weltkriegen erschüttert, die stärkste revolutionäre Umwälzung erfuhr, welche die Menschheit je erlebte, die russische, dieses 20. Jahrhunderts, in dessen Anfängen wurzelnd, geborgen noch in der trügerischen Sicherheit des Kaiserreichs, wirkend in jungen Jahren über zwei Jahrzehnte in der fremden Welt Südamerikas, dort vom Strahl der Barbarei betroffen, die unser Land, das Land meiner Herkunft zerstörte; Mensch dieses Jahrhunderts, so unruhig, befremdend, so gefährlich, und so fruchtbar zugleich – selbst alt geworden, ausgeliefert, wie wir alle, ungeheurer Bedrohung, Unsicherheit, möglichem Untergang: trete ich vor euch hin als ein Quäker. Ein nicht immer guter, ein bisweilen fragwürdiger, aber in seiner Wesensart, der Wertskala der zeitlichen und ewigen Dinge: Quäker.

Pfingsten 1922, am Opferdenkmal in Frankfurt am Main, während einer Kundgebung gegen den Krieg, bin ich, zwischen Fahnen, Transparenten, Arbeitern und Studenten einer Frau mittleren Alters begegnet, die ich bald meine geistige Mutter nannte: der englischen Quäkerin Gertrude Giles. Sie zeugte für eine Kraft, die die Gewalt zu verhindern, diese Welt zu verändern vermag. Sie lud zu den stillen, den schweigenden Versammlungen der Freunde ein. Dort bin ich Paul Natorp begegnet, Alfons Paquet, Emil Fuchs, die in mir, neben manchen anderen wie Friedrich Wilhelm Foerster, einigen überzeugten Sozialisten und Kommunisten das Bild meines Volkes, seiner Aufgaben formten, die es mir einerseits bitterschwer machten, den Rückfall, den Abfall in den Terror des Dritten Reiches zu begreifen, die doch andererseits die Zuversicht in mir entwickelten, dass der Weg dieses Volks nicht zu Ende: dass es in seiner Substanz diesen Spuk überwinden wird.

Was hatte ich gefunden? Das, was schon die ersten Freunde das Innere Licht genannt. Umwälzende Kraft, für die Frommen göttlichen Ursprungs, für Quäker das Bleibende, wo und wann immer es solche gibt. Ich muss mich schon zu Beginn dagegen verwahren, ich wagte Begriffe wie „Inneres Licht“, „Göttlicher Same“, das „Von Gott in uns“, dem Schöpferischen gleichzusetzen; ich behaupte allerdings, dass ihnen Schöpferisches innewohnt.

Vor dem Forum der Wissenschaft gilt es sich gegen alle Formen von irrationalen Mystizismus, gegen jeden Vorwurf gedankenspielerischer Willkür abzuschirmen. Die menschliche Phantasie bringt nichts absolut Neues hervor. Bestimmt nicht. Es hieße die Wirklichkeit leugnen; diese widersprüchliche verwirrende Realität, die uns umgibt. *In der, aus der* wir leben und atmen. Doch die Phantasie, die ihren Rohstoff auf der Straße findet, besitzt die Fähigkeit, ihn aus schöpferischer Vollmacht umzugestalten. Wir alle vermögen gegebene Wirklichkeiten zu formen. Das Leben wird in der Hand des Gestalters verändert.

Das fand ich bei den Freunden: religiös leben heißt schöpferisch leben. Unsere Erkenntnisse, begrenzt, unvollkommen, mit Irrtümern behaftet, bedürfen wissenschaftlicher

Überprüfung, fordern das Reagenzglas und die Retorte, wie alles, was unsere Umwelt betrifft. Doch eigene Einsichten und Erfahrungen gehören zur Substanz unsres Seins. Sie sind das, was dem Daimonion entstammt, wie es Sokrates hieß, sind Platos Eros, sind die stille kleine Stimme des Mahatma, das Innere Licht, das an den Ursprung gemahnt, den wir ahnen – als Grenze, als Tod – nicht um uns zu erschrecken, uns wesentlich zu machen. Auch in dem was Böses geschieht, dem dunklen Abgrund von Schuld und Verbrechen, liegen heimliche Adern der Erlösung, des Friedens, des Mutes. Wir müssen das Leben loten.

Warum ist sie in uns gelegt, die geheimnisvolle Kraft, die Reiche schuf, die Dome errichtete, die Verse sang, in Raketen den Himmel umkreist, wenn nicht dazu gehört, dem größten Abenteuer zu begegnen, das diesem Leben den Sinn verleiht: dem Göttlichen selber.

Lässt solche Einsicht nicht den Pharisäer in uns sterben, der Stimme des „inneren Christus“ folgen, der alle Gesetze lösend, ein neues gab: Göttliches zu verwirklichen, wo immer wir sind, im Alltäglichsten noch?

Ich hatte die umwälzende Kraft, die im Quäkertum liegt, entdeckt. Ich atmete auf. Kein Glaube an ferne Himmel. Das Gebot, diese Erde wohnbar zu machen. Das begann bei George Fox, der in den Gerichtssälen Englands erschien, von den Richtern Gerechtigkeit fordernd, statt Zurechtbiegen der Gesetze, Privilegierter willen, der geschäftliche Praktiken als Betrügereien entlarvte, in den Schulen forderte, Menschen zu erziehen ... der bis in die stillen Bezirke des Daseins vordrang, in das, was wir Erholung nennen von des Tags Plackereien ... anprangernd Rausch und Trunkenheit, die dem Laster die Wege bahnen. Statt dessen Erfrischung fordernd für Körper und Geist, Stärkung, heiteres Sich-Entfalten, kurzum, *die Freude*, die Unterdrückte zu Menschen macht. George Fox, in seiner dringlichen Aufrichtigkeit gegenüber den politischen Händeln der Zeit, in die er hineingeboren – der die Kontroverse als Lebenselement des Glaubens ansah, gab mir die Zuversicht, dass nicht die Unruhgeister unter den Freunden, dass die lediglich Frommen, die immer noch von Glaubensabweichungen Erschütterten, Gäste unter uns sind. Fox, gezwungen Soldat zu werden, berichtet: „Ich entgegnete ihnen, dass ich wisse, worin die Wurzeln aller Kriege lagen, in der Herrschsucht – dass ich in der Kraft und der Tugend jenes Lebens stünde, das die Ursache aller Kriege auslöscht“. Jeder Schritt dieses Mannes war Herausforderung. Die Herzen flogen ihm zu, die Arme derer, die erkannten, hier geht es nicht um Beten mit geschlossenen Augen, hier gilt es die Welt zu bewegen. Wenn wir hören, dass Fox allein wandernd, reitend 1.200 km zurückgelegt hat, dass er Sturm, Regen, Kälte nicht fürchtend, in Strohhaufen nächtigend, sich der Wirklichkeit stellte, der brutalen Wirklichkeit seiner Tage, erstarrte Autorität verachtend, werden wir nicht mehr leugnen, dass sein Wirken schöpferisch war. Wenn wir vom Schöpferischen reden, bei den Freunden fand es Heimat von Anfang an. Verhaltensweisen erforschen, die die Macht, die Gewalt überspielen, ist ihre geniale Befähigung, soweit wir in ihrer Geschichte rückwärts blicken.

In den Zwanziger Jahren war dieser Bericht in Umlauf: Im Lebensmitteldepot der Freunde – wir lebten in Hungerzeiten der Inflation – war nächtlicherweise mehrmals eingebrochen worden. Sie erleuchteten auf dem Hinterhof die Stiege. Ein Schild: „Das Licht brennt, damit ihr euch nicht die Hälse brecht.“ An der Tür zum Depot hing ein weiteres Plakat: „Besteht nicht euresgleichen! Wenn ihr arm und bedürftig seid, sucht uns auf, wir werden euch helfen!“ Die Einbrüche hörten auf.

Gertrude Giles trug ein Äffchen aus Stoff mit sich herum. Auf Reisen, eingekeilt zwischen Menschen, stülpte sie es über die Finger. Frohes Kindergelächter brachte sie rasch in Kontakt mit der Umwelt. Sie fragte, gab Antwort, wusste über die Seelenlage der Menschen im damaligen Deutschland Bescheid, sie lernte ihnen zu helfen.

Ein Sprung in die Gegenwart. Zitieren wir den Bericht des FRIEND vom Dezember 1969, den Wolfgang Harms uns übersetzte: „In Berkeley fand in diesem Frühjahr eine Reihe von Demonstrationen statt, einen von Studenten angelegten Volkspark zurückzufordern, der auf Schiedsrichterentscheidung hin von der Stadt übernommen worden war. Tränengas, Schüsse begegneten den sich nähernden Studenten. Einer wurde von der Polizei getötet. Die Bevölkerung von Berkeley plante daraufhin eine Massendemonstration, vorgesehen am 30. Mai, dem Memorial Day. Im Büro des AFSC sah man sehr wohl, dass da Studenten waren, die die Demonstration in eine Straßenschlacht verwandeln wollten. Drum entschlossen sich die Freunde, teilzunehmen. Sie bestellten 30.000 Blumen, die den Demonstranten überreicht wurden! Es ist schwierig Gewalt anzuwenden, wenn man eine Blume in der Hand hält ... Anderntags kamen etwa 30.000 Menschen. Die ‚Gewaltlosen‘ marschierten oder hielten sich an den Punkten auf, wo am ehesten eine Spannungsentladung hätte eintreten können. Demonstranten, die zu Gewaltanwendung neigten, wurden isoliert, von Gewaltlosen umringt. – Die Demonstration wurde zu einem großartigen Beispiel gewaltloser Aktion.“

Es gibt Religionen, die das tägliche Leben stärker befruchten als das Christentum. Judentum, Islam, auch der Buddhismus. Dies liegt gewiss nicht am Christentum selber, das in seinen Wurzeln ein Weltreich bedrohte, liegt schon gar nicht an seinem Gründer, dem das Wort in den Mund gelegt wird: „Ich bringe euch ein Feuer, wollte Gott, es brennte schon.“ Wer das Christentum in Katechismen verschließt, in Fürwahrhalte-Rezepten konserviert, kehrt es in sein Gegenteil um. Die Bergpredigt ist kein esoterisches Gedicht, das man liest und das man bewundert. Sie weist über alle Zeiten hinaus, ist ein Wurf in die Zukunft des Menschen, auf einen Weg, der endlos erscheinen muss, angesichts dessen, was wir sind. Unter ihrem Impuls, aus ihrer Schau hat die Schöpfung erst begonnen.

In uns liegt die Kraft, die heilt, die vernichtet, baut und zerstört, verbrennt und erleuchtet. Die wir das Schöpferische nennen.

Ohne die uns eingeborene und immer wieder erprobte, aus tausend Dingen und Ereignissen genährte und getränkte Phantasie wären wir nicht nur armselige Geschöpfe, wir wären außerstande, diese Welt so zu erbauen und umzugestalten, dass sie bewohnbar bleibt. Nur Mangel an Phantasie bewirkt das stumpfsinnige Leiden von Millionen. Nur Mangel an Einbildungskraft hat Revolutionen und Revolten blutigen Ausmaßes bisher verhindert und eingedämmt.

Das Kind, das der Fliege die Flügel ausreißt, ist eben Kind. Besäße es sie, jene durchdringende Schau, die ermöglicht, uns in die Kreatur, die uns fremde, zu verwandeln – es bräuche in Tränen aus, schlüge in Scham und Erschrecken sich selber.

Wie lange bleiben Menschen noch Kinder? Als Politiker an den Hebeln der Macht, unfähig dessen, was die Erde befriedet: Leiden des ändern zu spüren als eigene Not, als Qual, bohrenden Schmerz, als Mit-Leiden, das schöpferisch macht.

Früh erfuhren die Freunde, dass blinder Glaube an sogenannte Führer Götzendienst ist. Das Heilende, das Rettende, das die Gegensätze Versöhnende lebt meist in den Unbekannten, den Namenlosen. Nicht in Genies, in wahrhaft Frommen, die das Leben in seiner Ganzheit erfuhren, die im Bösen noch das Gute, im Guten noch den Rest des Bösen, in der Verzweiflung den Zipfel Hoffnung, den Trost letzter Möglichkeiten erkennen. In meiner Familie, von der mütterlichen Seite her, war ein Onkel, der als armer Student in ihren Schoß aufgenommen worden war. Vater und Mutter waren eines Tages ins Schuldgefängnis geraten. Besagter Student versorgte die Kinder. Scheiben Brotes zerschnitt er in Würfel, legte sie auf die trockenen Schnitten: Das ist Käse, und das hier ist Wurst! Lachend verschlangen es die Kinder. Nagender Hunger war für eine Weile gelindert. Wenn ich die Geschichte von der Speisung der Fünftausend höre, muss ich an diesen Onkel Piskowsky in Olmütz denken.

Schöpferisch leben heißt aus Brotwürfeln Wurst und Käse zu zaubern, es heißt, nicht Angst zu haben verlacht zu werden, unabhängig zu bleiben gegenüber verwirrendem Lob. In den Erzählungen meiner Mutter hat übrigens der Onkel Piskowsky sein Gegenstück besessen, sozusagen sein Pendant: den Onkel Ignaz aus Lubliniec. Ihm hatte einst ein eiergroßes Hagelkorn das Nasenbein zerschlagen. Als Besitzer eines großen Bauernhofes ließ er die Buben beim Kirschenpflücken strophenslange Lieder pfeifen. Er hat, getrieben von solchem Geiste, das Gewicht seiner Ernte erhöht.

Die Schulmeister unter uns werden bestätigen, dass es ganz dumme, ganz böse Kinder kaum gibt. Dass ich, wie am Schopf aus dem Sumpf, den trügsten, den unbeteiligtsten erwecken kann zu fröhlicher Leistung. Bin ich nur pffiffig genug, ihn da zu packen, wo er eben doch etwas *kann*. Sei es malen. Aus seiner Lethargie erwacht, wird er an schwarze Wand weiße Gebilde, buntfarbige Bilder zaubern, zum Erstaunen der Horde. Oder, wenn mir es bei so einem Lümmel gelingt, ihm Pflichten zuzuschieben, ihn vor sich und den anderen unentbehrlich zu machen. Wenn ich den kleinen verzweifelte Stehler, der

Mäntel und Ranzen umschleicht, Vertrauen schenke, ihn mit Geldbeträgen zum Postamt schicke, so dass er zum Hüter fremden Eigentums wird.

Am Erschütterndsten überwältigt uns diese Einsicht in den Heimen geistig Geschädigter. Was da Liebe, Geduld, Wissen um Seelenvorgänge aus verschüttetem Bewusstsein an Schätzen ans Licht des Tages hebt! Wie aus dem Greifen nach der Umwelt rings das Begreifen erblüht, wie aus zunächst einfachem Tun das Verstehen zu wachsen beginnt: Ich – bin.

Suchen wir uns dem Phänomen des Schöpferischen zu nähern. Sind doch die Vorgänge im Innern des Menschen nicht weniger wirklich als die Gesetze des Weltraums, die Gesetze der Physik. Nur sind die Erscheinungen der inneren Welt schwieriger zu erfassen als die der physikalischen; schon gar nicht mit den üblichen Mitteln der Wissenschaft. Uns bleiben sie das Zentrale!

Wenn das nicht so wäre, gäben wir denen Recht, deren Dasein sich in der Jagd nach Macht, nach Erfolg und nach Geltung erschöpft. Psychologische Erklärungen finden rasch ihre Grenzen. Ursprüngliches, Vorbewusstes tritt ans Licht. Spürbar, erkennbar als Kraft, in Formeln kaum zu fassen. Diese Kraft vollzieht sich im Einzelnen wie in einer Generation. Sie ist weder dem Befehl unterworfen noch willentlich vollziehbar. Voraussetzung bleibt ein Offensein, die brennende Bereitschaft.

Urkraft schlechthin. Bewegung, die wie der Atem wirkt und trägt. Unaufhaltsam. Sie ist in der Tat einem Schöpfen ähnlich: aus dem Meer des Erinnerns, dem Gedächtnis der Welt.

Goethe zu Eckermann vom 11. März 1828: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemands Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist mit dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt und dem er sich bewusstlos hingibt, während er glaubt, er handele aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte.“ (Wer wird nicht als Mensch unseres Jahrhunderts an Freud, an Lenin, an Gandhi denken.)

Für Goethe ist die Phantasie göttlichen Ursprungs. Er stützt sich auf die Lehre von den Emanationen Gottes des Platoschülers Plotinos.

Für Wundt ist sie ein Denken in Bildern. Für andere ein Rausch, ein Fieber, ein Traum, der Verstand tritt zurück. Dem Willen entzogen.

Phantasie als gefährliche Krankheit, an die Grenzen des Wahnsinns führend, im Irrsinn versinkend wie bei Lenau, Hölderlin, Nietzsche und Schumann ... und uns doch wieder trostvoll vertraut. Als Teil jener Kraft, aus der ein Freund aus der Stille spricht – zeugend für das „Andere“. Licht fällt in einen dunklen Schacht. Die Angst, die uns ständig begleitet, schwindet für eine Weile dahin.

Karl Jaspers im III. Bande seiner Philosophie S. 284: „Zwischen Glaube und Phantasie ist nicht zu wählen. Glaube ohne Phantasie bleibt unentfaltet, Phantasie ohne Glaube unwirklich, aber beide sind unwahr ohne Liebe.“

Thomas Mann in „Adel des Geistes“: „Phantasie haben heißt nicht sich etwas auszudenken, es heißt, sich aus den Dingen etwas machen.“

Schon einmal hat uns der furchtbare Gedanke gestreift, was aus uns Menschen würde – ohne sie, die uns bildet und formt und entwickelt. Entfalten wir in unseren Kindern diese Kraft, die sie zu Menschen macht.

Wenn Quäker Rebellen sind, ist ihr Weg doch der langsame, der Weg der Geduld und der Beharrlichkeit. Erfolg ist ihnen schon auf steinigem Weg geschenkt, weil sie zutiefst an Wachstum, ständigen Wandel glauben: als ein Gesetz, das niemand zu löschen vermag. Wenn wir an das Wirken der Freunde im gesellschaftlichen Bereiche denken, bietet sich uns als überzeugendes Beispiel ihr Kampf gegen jede Form der Sklaverei, jede Rassendiskriminierung dar. Jener Kampf, der die Welt noch immer in Atem hält, von dessen unübersehbaren Konsequenzen, von dessen Erfolg das Schicksal kommender Generationen bestimmt wird.

Sklaverei: seit Jahrtausenden betrieben. Schulbeispiel dafür, dass etwas, was lange Zeit *war*, als nützlich, als notwendig betrachtet, nicht fortbestehen *muss*. Kulturen gründeten darauf, dass Millionen zu Tieren gestempelt, niederste Arbeit verrichteten, damit Handel und Wandel, damit die Kunst, die Wissenschaft blühe. Ende der Sklaverei, das hieß Untergang. Das blieb die Meinung von Generationen. Man musste von der Würde des Menschen durchdrungen sein, erste zage Schritte der Befreiung zu wagen. Schon jene Vorstellung, dass Übles zu tun notwendig sei, um Gutes zu schaffen, widerspricht aller Quäkerweise. In Amerika lebte Benjamin Lay in einer Höhle, um weder Anteil noch Gewinn mit einer Sklavenhaltergesellschaft zu teilen. Der Quäkerdichter Whitier beschreibt uns im Schatten eines breitkrepigen Hutes einen seltsamen Mann. Flatternder Bart, fahriges Glieder, die Statur eines Zwerges. Der die Kirchgänger erschreckte, als er eine gefüllte Schweinsblase vor ihren Augen durchstach. „Ihr Sklavenhalter!“ schrie er ihnen entgegen, „das ist das Blut von willenlosen Geschöpfen ... begangen an Menschen wie ihr!“ Sind nicht Herrendenken und Sklavendenken gleichermaßen in den Menschen unserer Tage lebendig? Hochgestellte sind edel. Dienende, schmutziger Arbeit verbunden, innerlich roh. Wieviel trägt eingepflichter

Mangel an Selbstachtung heute noch zum Funktionieren jedes Herrschaftsapparates bei.

Heute wie damals: Nur wenige wüssten vom Elend jener, die an Afrikas Küsten gehetzt, gefangen, von den Ihren getrennt, in die Särge der Schiffe gepresst als lebendige Fracht in andere Erdteile gingen. Nur ein Drittel hat überlebt. Die Freunde als erste hatten den Mut, versteckte Geschehnisse aufzudecken. Sie besaßen die Freiheit, eingefleischte Vorurteile fallen zu lassen. Fest stand für sie, dass des Menschen Würde unteilbar ist. Dieses Radikale, dieses bis an die Wurzeln graben, ist quäkerisch. Es begann mit der Erziehung der Versklavten, der Haltung denen gegenüber, die bisher unter Peitsche und Halseisen standen. Erstmals stießen sie nicht gegen kalte Mauern, spürten Sanftmut und Güte. Erwachen begann auf beiden Seiten. Rasch wurde deutlich, ein Quäker ist außerstande, Besitzer von Sklaven zu bleiben. Wer Menschen wie Vieh kauft und verkauft, verliert das Recht, gegen *irgendein* Unrecht sein Wort zu erheben. Und doch traten Stockungen ein. Zu sehr gehört es zum Gesicht des Quäkertums: das Beharrende, Zaudernde. Allmählich nur drang neue Einsicht in Herzen und Hirne, durchwehte eine Körperschaft, nun stark genug gegen Verwaltungen, gegen Gerichte, gegen verfilzte Tatbestände anzurennen. 1758 beschloss Philadelphia-Meeting, alle auszuschließen, die ihren Sklaven die Freiheit verwehrten. Wie viele Zeugnisse Einzelner waren notwendig gewesen, ehe dieser Durchbruch gelang. Da waren 1678 die Quäkerfrauen von Maryland, die Sklavenkinder als ihre eigenen erzogen. Da ist uns jener Brief aus dem Jahre 1757 überliefert, in dem Richard Smith aus Connecticut an sein Meeting schreibt: „Ich erkläre hiermit, dass jetzt, da meine Negerin Jane ihr 18. Lebensjahr erreichte, sie so frei ist von aller Leibeigenschaft, als wäre sie frei geboren.“

Der erste, der allen seinen Sklaven die Freiheit schenkte, war Warner Mifflin (1745-98).

Pfiffig, gefährlich zugleich war die Untergrundbahn, der geplante Fluchtweg Unzähliger. Freundeshäuser wurden zu Bahnstationen, wo es in mondlosen Nächten an den Türen klopfte. Man ließ die Flüchtlinge ein. Ihr Hunger, ihr Durst, ihre Ängste wurden gestillt. An der Feuerstelle durften sie schlafen. Der Präsident dieser Bahn Levi Coffin hat, unterstützt von seiner Frau, über 3.000 Neger den Weg in die Freiheit gewiesen. Erbarmungslos klar wird uns im Ablauf dieses Kampfes um die Befreiung von Menschen, dass er das Letzte fordert: die Voraussicht möglichen Untergangs. Die Erfahrung, dass Liebe und Güte nicht jeden, der Macht trägt und sich an Besitzrechte klammert, zu verändern imstande sind. Ganz im Gegenteil, zu begreifen, dass Angst um Verluste manch einen in den Teufel verwandelt, der unsere Vernichtung anstrebt. So erging es dem 1789 gebürtigen Thomas Garrett, der durch die Schadenersatzklage von Sklavenbesitzern wirtschaftlichem Untergang verfiel. So erdrückend war die Summe, die der Richter ihm zudiktierte. Überliefert werden uns die Sätze, die er in seinem Schlusswort sprach: „Du liebst mir nicht einen einzigen Dollar, Richter. Was ich darauf entgegne? Wenn jemand in diesem Raum einen Flüchtling kennt, der meiner Hilfe bedarf, schickt ihn zu Thomas Garrett.“

Das Entscheidende war, dass die Öffentlichkeit, die aus Nichtquäkern bestand, langsam gewonnen wurde.

1787 vertrat William Wilberforce die Sache des Sklavenhandels im Parlament. Beweise und Unterlagen waren erforderlich. Wir wissen, was das heißt. Abhängige wie Ärzte auf Sklavenschiffen, selbst Matrosen waren als Zeugen der Anklage schwer zu gewinnen. Die Gegner der Sklavenbefreiung hingegen, die Vertreter der Regierung, befanden sich in besserer Lage. Gouverneure erklärten, dass der Einsatz von Sklaven wirtschaftlich gesehen eine Notwendigkeit sei. Doch das Britische Parlament ergriff die Initiative: Die Sklaven in den Kolonien wurden als frei erklärt.

Bald ging man vom Wege geduldiger Veränderung ab. Bald triumphierte Gewalt. Es kam zu dem blutigen Krieg in den Staaten, der eine Lösung nicht brachte. Jede Lösung – das gilt für damals wie heute – verlangt Einblicke in das Wesen des Menschen. Selbsterkenntnis tut not, Fesselung der Ichsucht. Aus Leid, aus Verlust gewonnene Überzeugung, von dem, was falsch und was richtig ist. Wer Götzen stützt, an deren Platz nicht die Wahrheit setzt, die Solidarität als die neue Wirklichkeit, wird niemals siegen.

Der Quäker William Allen war um die Gründung der „Afrikanischen Institution“ bemüht. Ihr Ziel: die Ausrottung versteckten Sklavenhandels. Sierra Leone sollte, mit freien schwarzen Bürgern besiedelt, ein Musterstaat werden. Durch gesteigerte Produktion sollte das Land imstande sein, eine eigene Kultur zu entwickeln, an deren Anfänge er ein fortschrittliches Bildungswesen stellte. So sehr es ihm anfangs gelang, einflussreiche Männer Englands zu gewinnen, hatte er letztlich keinen Erfolg. Ein Mann von hohem Ansehen blieb er Quäker. Am Zarenhof, kaiserlich empfangen und bewirtet, verweigerte er, als man ihm Tee bot, den Zucker, der der Fron der Sklaven seine Herkunft verdankte. Doch wichtiger als jede weitere Aufzählung erscheint mir eine Analyse der Gegenwart: der Blick auf die Nachkommen der Sklaven von einst. Erschüttert stellen wir fest: Wir stehen noch immer am Anfang. Der Weg des Negertums blieb weiterhin dunkel. Wie das Gericht sich im Mordfall Martin Luther King offenbarte, Verteidigung, Staatsanwalt und Gericht unterirdisch getragen vom gleichen Ziel, ist makaber. Dieser Fall verdeutlicht „das Recht“ des schwarzen Mannes, das federleicht wiegt. Angst, ewig genährte Ressentiments, das schlimme Gewissen der Weißen verhärten selbst leise Regung der Menschlichkeit. Hat ein Neger den Mut, den Kopf zu erheben gegen Willkür und Gewalt, kämpft er mit politischen Mitteln, findet er selten Gnade. Oft sind Spitzel am Werk, provozieren Verbrechen; man erfindet Delikte, damit politische Zielsetzung listig in den Hintergrund drängend. Rauschgiftschiebung ist als Anklage weit verbreitet. Warum einer strauchelte, wird kaum gefragt. Dass fast die Hälfte der Negerjugend arbeitslos dahinvegetiert, dass die Chancen der Ausbildung nur gering, dass in der Tat viele dem Rauschgift verfallen, weil sie ohne Dach, ohne Hilfe und Beistand im Leben stehen – darüber schweigt man bewusst. Neger hausen in Gettos, den Treibhäusern des Verbrechens, den Brutstätten der Gewalt. Was sich hier abspielt, Untaten aus Notwehr, verzweifelte Vergeltung gegenüber im Luxus lebender Weißen, ist kaum zu beschreiben. Phantasiearmut im Umgang mit Gedeemütigten und Verzweifelten wird durch drakonische Maßnahmen, durch Polizeischikanen, durch Einkerkering ersetzt. Man zittert vor den Organisationen der Neger. Ihnen gilt der gezielte Kampf. Erst in zweiter Linie wehrt man sich gegen das organisierte Verbrechen – jene Clans, aus den Vertretern der Geschäftswelt gebildet, gegen Banden, deren Handlanger bis hinein in die Reihen der Polizei. Der Kampf gegen rassistische Mino-

ritäten und der Kampf gegen Kommunisten ist letztlich der gleiche; er erschüttert eine Gesellschaft, die um die nächste Zukunft bangt. So lehrt uns das soziale Chaos furchtbaren Ausmaßes deutlich: Die Wurzeln liegen in der Rohheit, der Menschenverachtung, dem blinden Egoismus derer, die kein Mittel scheuen, sich durchzusetzen. Sie liegen im Elend und in der Armut von Millionen. 1970 erschien das Buch „Crime in America“. Sein Autor ist jener Ramsay Clark, dessen Justizpolitik der Vermenschlichung durch die Ära Nixon ihr Ende fand. Er nimmt kein Blatt vor den Mund. Er schreibt u. a.: „Das schwarze Amerika hat sich an und für sich immer weit milder gezeigt und menschlicher als das weiße. ... Die Kriminalität der Schwarzen ist nicht charakterbedingt. Im Gegenteil, verantwortlich bleibt die allmähliche Vernichtung durch den weißen Rassismus. ... Die Bezirke einer Stadt, in denen das Verbrechen besonders blüht, sind die Slumbezirke mit ihren schlechten Schulen, ihrer Arbeitslosigkeit, ihrem Kindersterben. Armut, körperliche und geistige Erkrankungen in unbegrenzter Zahl, verfallene Wohnungen jeder Anblick abstoßend hässlich. Wir wissen das! Doch wir nähren das Verbrechen, brüten neue Verbrechen aus. ... Lange Jahrzehnte ließ uns das unberührt. Tausende Heroinsüchtige sterben jährlich. Uns betraf das nicht – bis eine neue soziale Dynamik und Bevölkerungsbewegung das Verbrechen und das Süchtigtsein aus den Slums hinauszuwirken begann und die Reichen, die Mächtigen *bedrohte* ...“

Amerikanische Quäker leben im Herzen von Harlem, dem Negerviertel von New York und anderen Ghettos seit Jahr und Tag, wirksam im Geiste Martin Luther Kings, der seinen tapferen Kampf mit dem Leben bezahlte. Wie die Freunde der Vergangenheit suchen sie nach neuen Denkmodellen, nach Prüfmethode gewaltloser Art, Methoden, die eine Rassenintegration ermöglichen. Von ihrer Phantasie, ihrer Ausdauer, von ihren Erfolgen hängt die Zukunft Amerikas ab.

Wer vom Schöpferischen weiß, es als Kraft, als Stärke erfuhrt, steht dem Sinn, dem Wesen unseres Daseins sehr nahe. Er spürt, dass es alles durchdringt, wie die Helligkeit auf unserem Weg. Schöpferisch leben heißt voll Dankbarkeit leben, in ungebrochenem Vertrauen. Es heißt zu begreifen, dass Zahl und Formel, Tabelle und Statistik, das Geheimnis, das uns trägt, niemals erschöpfen. So wie der irdische Spruch eines Richters weder Gerechtigkeit kündigt, noch das letzte Wesen von Schuld, Versagen, Unschuld, Qual eines Herzens, Verzweiflung, Aufbegehren, Verlassenheit umreißt. So bleibt all unser Urteil, all unser Erkennen Fragment. Schöpferisch leben umschließt immer das Dennoch, das Trotzdem – das Wissen, dass es Sinnloses nicht gibt, wenn ich innerer Stimme gehorchend schweige, wenn ich innerer Stimme gemäß handle. Die Freunde heißen das Innere Führung.

Wo immer im Schrifttum aller Völker und Zeiten wird uns deutlicher gezeigt, was wir göttliche Führung heißen, als im ersten Buch Mose, im 50. Kapitel, dem 20. Vers. Als Joseph, hineingeworfen in den Brunnen des Todes, für Silberlinge verkauft, verleumdet, in die Finsternis des Kerkers verbannt, plötzlich hoch erhoben, im Zenit seines Ruhms, seiner Macht: sich denen gegenüber sieht, die ihn einst zu verderben getrachtet, die ihm

nun ausgeliefert sind. Wie Schuppen fällt es ihm von den Augen: Er weiß sich als göttliches Werkzeug.

Das entgegnete er den Brüdern, die einst seine Vernichtung beschlossen: „Ihr gedachtet das Böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, dass er täte wie es jetzt am Tag ist, zu erhalten viel Volks.“

In diesen Sekunden wurde jenes Neue geboren, das wir schöpferisch nennen in der Bewältigung eigenen Geschicks: Hinter die dunklen Sätze des Schmerzes, hinter die Verzweiflung am Sinn dieses Lebens, hinter Sätze der Verlassenheit, unverschuldeten Leids, unverdienter Qual wurde als Schlusspunkt nicht die Vergeltung gesetzt.

Als Nachfahren dieses Joseph Jahrtausende danach, wie uns berichtet wird, singend in den Tod der Gaskammern schritten, wussten auch sie: Das ist nicht das Ende.

Im Sturmflug verändert sich unsere Welt. Ungeheuerliches wird vom Menschen dieser Generation gefordert, an Wandlungsfähigkeit, an Einsicht, an innerer Beweglichkeit, kurzum jener Kraft, die wir im Tierreich Anpassungsfähigkeit heißen, Mimikry. Wir gleichen dem Armeleutesohn aus dem Märchen, der in eine dunkle Höhle geriet, der nach Irren und Tasten durch finstere Gänge, geblendet vor den Schätzen der Erde steht. Wir ähneln jenen Indios, die als die Spanier erschienen, vermeinten, weiße Götter seien vom Himmel gestiegen, jenen Eingeborenen, die in unserer Gegenwart, dem Schutze des Urwalds entrissen, moderner Zivilisation konfrontiert. Fluch, Segen zugleich. Denn, was sich an lockender Fülle bietet, will *bewältigt* sein. Es zerbricht die Gewissheit derer, die aus Traditionen primitiver Frömmigkeit lebten, die dünnen Wände des Schutzes, die die Sippe, Stamm und uralte Gesetze errichtet. Inmitten unserer Städte verkommen sie zu Tausenden: Kinder in zu weiten Kleidern, erschreckt und ziellos geworden, von unbegreiflichen Ängsten, von Einsamkeiten gejagt.

Und wir? Inmitten friedlicher Landschaft ragen die Schuttoaasen dessen, was wir flüchtig besaßen, und von uns warfen. Gifthalde des Überflusses. Dosen aus Kunststoff, die Spielerzeugnisse des Augenblicks, Autohalde: Menetekel der Maßlosigkeit. Wann werden wir daran ersticken, verrecken an dem, was Gewinnsucht schuf, zu flüchtiger Besitzgier verlockend, bis plötzlicher Ekel uns würgt? Ganze Völker bedroht nicht die Armut, es korrumpiert sie der Reichtum. Wie in alten Zeiten der Mönch sich erhob jener Franz von Assisi, fordert die verfratzte Welt von heute neue Einfachheit. Schlichtheit um unserer Seele willen. Der Erdball ist klein geworden. Doch während wir uns überfressen, müssen Tausende Hungers sterben noch immer. Ungleichheit bleibt. Hier der Arzt an der Ecke, die Zuflucht des Krankenhauses – elendes Siechen dort ohne hilfreiche Hand.

Es ist Kenneth Boulding, Volkswirtschaftler von Weltruf, Kenneth Boulding der Quäker, der aussagt, dass sich innerhalb unseres Lebens die Welt im gleichen Maße veränderte, wie zuvor kaum seit Cäsars Tagen. Dass sich Entwicklungen, die einstmals Jahrtausende brauchten, im Sturmschritt vollzogen innerhalb einer Generation. Wir gleichen Moses auf dem Gipfel des Berges einsam hinüberblickend über das gelobte Land, das er nicht mehr betreten durfte. Auch wir stehen an der Grenze, weißhaarig, an der Pforte des Todes.

Wir gleichen Moses, erfüllt vom Willen zum Kommenden, bereit zur Konfrontation mit der Zukunft des Menschengeschlechts. Uns eignet der Blick, den er besaß, die Phantasie, die ihn führte inmitten der Fron seines Volkes, in Verfolgung und Wüste, die ihm auf dem Gipfel des Berges als Greis noch Lösungen wies für der Menschen Fortbestand.

Gibt es etwas, was mit tieferer Frömmigkeit erfüllt, als der Rückblick auf den Weg des Menschen? Dem tierischen Dschungel, undurchdringlichem Dunkel der Vergangenheit entstieg: des Göttlichen kühnster Plan. Sein Wurf in die Zukunft. Spuren von Blut und Tränen. Abfall und Rückfall. Immer wieder das andere auch. Was wir erfuhren in dieser Generation: erneuter Ausbruch der Barbarei ... Auschwitz, Hiroshima, Vietnam, Ostpakistan ... Das andere auch. Wie eh und je. Blick in verschmierte Gesichter, in denen der Jubel strahlt, nach monatelangem Suchen, vergeblichem Bohren: Auf den Ölstrahl, der arm-dick empor zum Himmel schießt. Des Arztes stilles Gesicht, wenn sich nach dem Ringen mit dem Tod Puls und Herzschlag des Kranken normalisiert. Stimmen der Astronauten aus dem All. Die Zaubertöne der Musik. Gebete in Farbe und Stein. Hände, mütterliche Hände, rettende, heilende Hände, bittende Hände – Hände in Ketten; Hände zur Faust der Zerstörung geballt, Hände, die schänden.

Wer daraus lebt und aus der Rückschau eigenen Seins, stammelndem spielerischen Anfang, bis in die alten Jahre der Fülle, wird fromm. Fromm, weil er dankbar ist. Denn die Wurzel allen Betens heißt Dankbarkeit. Die andre heißt Furcht, Urangst, die uns beseelt. Allein von jener Kraft, die wir schöpferisch nennen, immer wieder zum Schweigen gebracht und im Dienen, im Wirken, im Schaffen und Gestalten, im Suchen und Finden, im Heilen und Wandeln für Augenblicke *überwunden*.

Viele nennen es Gott, wovon ich rede. Das, was aus tausend Zeichen und Formen zu uns spricht. Und wenn es Zwiesprache wird, zwischen mir, dem Einzelnen und jenem Höheren, das in uns ist, uns unsichtbar sichtbar umgibt – dann beten wir. Höchste Konfrontation, letztes Eineswerden: das ist Gebet. Das Gebet der Zeit, nicht mehr an uns selber zu leiden: Am schreienden Unrecht, das Millionen geschieht, den Strafern und Peinigern von anderen, die unschuldig schuldig wurden, weil im Schoß der Gesellschaft niemals Liebe für alle herrscht. Wo wir die verzweifelte Selbstzerstörung junger Menschen erleben, die am Sinn ihres Daseins verzagen. Wo wir leise zu zweifeln beginnen, ob nicht die, die ihr Leben in Freiheit genießen, hinter jene Gitter gehören, hinter denen die Räuber, die Diebe, die Mörder sitzen. Das nenne ich mit „göttlichen Augen“ sehen, sich nicht mehr blenden zu lassen vom trügerischen Glanz der Reichtümer, der Titel, der Macht.

Lasst uns prüfen, was Quäker seit Anbeginn von den großen christlichen Kirchen unterscheidet. Was sie schöpferisch werden ließ, Säer kommender Ernten. – Da ist das Erbe des Paulus, das vordergründig begriffen, so unfruchtbar macht. Das Bewusstsein angeborener Schuld, von Gnade als erlassener Strafe, kurzum jener Sündenstachel, der sich tief ins menschliche Wesen gräbt. Der Mensch im steten Konflikt mit sich selbst. Sich ständig misstrauend. Wo bleibt das Licht, das die Erde erhellt? Das Vertrauen in den Menschen erlahmt, und mit ihm das Wissen, das zugleich Liebe heißt, versandet. Der Mensch ist von Grund aus schlecht. Man muss ihn prügeln, dann kommt er zu sich, dann wird er geheilt. Strafe aus Liebe. Gewalt wird gepredigt, um Gewalt zu überwinden. Abschreckung soll Triebe zähmen. Der Mensch als des Menschen Feind. Auch so kann man Charaktere bilden und formen; oft solche, vor denen uns graust.

Die Welt verändern. Wie kann einer die Welt verändern, dessen Verhältnis zu ihr zerbrach? Der schon als Kind sich ducken lernte? Der von klein auf spürte, er sei minderwertig. Der sich darin verzehrte, sich anzupassen, artig zu sein, zumindesten zu erscheinen. Der gestoßen, ständig zensiert rasch lernte, zurückzustoßen und andere zu zensieren. Schon im Kinde wurde vernichtet, was der Impuls allen Schaffens bleibt, das Rettende, das Heilende, das, was den Ausgleich bewirkt aller Gegensätze und das Zerstörerische bindet. Wer als Kind einen tyrannischen Vater hasste, davon träumte, dass eine allzustrenge Mutter (wie im Märchen) nur die Stiefmutter sei, schleppt durchs Leben ein trauriges Erbe. Viele trugen schwer daran, sind untüchtig, unmündig geblieben; viele zerbrachen, flüchteten ins Verbrechen, versanken in der Prostitution. Andere wieder bäumten sich auf: Gewalt gegen Gewalt – als Vollstrecker.

Weil der Friede nichts Fertiges ist, kein Endzustand, unentwegtes phantasiereiches Ringen an jedem Platz und zu jeder Stunde, geht es darum, sozialer Spannungen und Konflikte dadurch Herr zu werden, dass wir aus dem Arsenal der Erfahrungen, wissenschaftlicher Forschung Lösungen finden, radikal genug, unserer Gesellschaft nicht nur zu innerem Gleichgewicht und zum Wohlstand: zum Lebenssinn zu verhelfen. Die Welt ist im Aufbruch. Wo es immer auf Erden um Menschwerdung geht, sind wir aufgerufen.

Was uns obliegt: die Ursachen der Gewalt zu beseitigen. Das erfordert Einsicht und Phantasie. Es fordert jene ins Visionäre ausgeweitete helllichtige Schau, die der Gegenwart voraus neue Bereiche erkundet: An der Entdeckung Amerikas war sie beteiligt, wie an der Landung auf fremden Planeten. Ohne Phantasie herrscht Stillstand. Vergessen wir es nie, die Alchimisten des Mittelalters haben in ihren Küchen die moderne Wissenschaft der Chemie vorbereitet; die Astrologen einer versunkenen Zeit die Astronomie des 20. Jahrhunderts, die das Weltall durchdringt. Was die Phantasie eines genialen Schöpfers hervorbringt, sahen wir bereits am Lieben des Leonardo da Vinci. Gleiches gilt für große Gesellschaftsveränderer wie Marx und Engels. Wissenschaftler sind fast immer Visionäre.

Wir dürfen einander nicht allein lassen auf dem abenteuerlichen Weg in eine Zukunft, der wir die Vergangenheit opferten, wie vor Jahrtausenden jene Griechen, die vor Troja ihre Schiffe hinter sich verbrannten. Wir dürfen nicht mehr Vereinzelte bleiben. Das magische Wort Camerado des Walt Whitman, des zeitlosen Wanderers, erhält neuen

Sinn. Wir dürfen einander nicht mehr weiter bis aufs Messer bekämpfen, im anderen den Urgrund erspürend, dem wir alle entstammen. Nur aus jenem Grund kann uns die Kraft zuwachsen, ohne die wir, angesichts neuer Kontinente, Räume, Spannungen, Horizonte den Kompass verlören. Nur jene Kraft, die höher ist als alle Vernunft, vermag uns die Stille zu schenken im Rauschen des Kommenden, die uns Zeichen schenkt, Chiffren, Bilder, die uns im abenteuerlichen Nach-vorne-gerissen-werden Sicherheit verleiht.

Wie oft wird das Schöpferische im Menschen zur Befreiung, zur Rettung vor Ausweglosigkeit und Verfall. In der trostlosen Öde der Zelle wurden Romane geschrieben, Lieder, Gedichte. In den Jahren der Emigration war es ein Behütetsein, ein Behaustsein im Bereiche der Sprache. Heimweh erweckte Bilder, Gesichte: Im Trubel des fremden Bahnhofes, neben stotternden Kranen im Hafen wuchs das Gedicht.

Neben manchen Einsichten verdanke ich Lisa Grote, die während des Dritten Reiches selbst den schmalen Grat des Grauens überschritt, den Bericht über Kinderzeichnungen aus Theresienstadt. – Aus dem Dunkel erhebt sich die Gestalt eines Mannes, Flachow mit Namen, Lehrer von Beruf, der den Kindern, die dort in Furcht und Elend hausten, das innere Tor in die Freiheit wies, das selbst Sterbenden offen steht. Er hatte sich heimlich Papier und Farben verschafft, ließ die Kinder malen. Nicht nur ihre gegenwärtige Welt: die Lagerstätten, die Holztische mit den Näpfen wässriger Suppe, die Pritschen übereinandergestellt, die Galgen, die Schlagbäume und die schwarzen Schergen in hohen Stiefeln, nicht nur Mauern, drohende Türme und Stacheldraht: auch eine versunkene Zeit. Flachow half den verlorenen Kindern, sich über ihre Welt zu erheben: Spielzeug, die Straße daheim, Blumen, Waldrand und Wiese, den Mond und die Sonne drüber. Ein Junge von dreizehn Jahren schrieb diese Verse: „Mich ruft der Löwenzahn/ Und auch der weiße Zweig im Hof auf der Kastanie/ Doch einen Schmetterling hab ich hier nicht gesehn/ Denn Schmetterlinge leben nicht im Getto.“

Der Lehrer Flachow, der den Kindern von Theresienstadt die Angst vergessen half, in ihnen das Menschsein weckte zum letzten Male – fünfzehntausend Deportierte wurden in Auschwitz umgebracht – wurde für dieses Tun, das schöpferisch war, verurteilt und hingerichtet, während es seiner Frau gelang, Gedichte und Bilder für die Nachwelt zu retten.

Die Welt ist nicht heil. Sie ist es niemals gewesen. Immer leben Himmel und Hölle nebeneinander, durchdringen sich. In der Hölle walten noch Engel, im Himmel erschrecken Dämonen. Wenn wir im Dunkel der Nacht mit wachen Sinnen liegen, zieht die Menschheit an uns vorüber. Schreie, Flüche übergreifen die Stimmen des Glücks. Abel liegt vor dem Altar, den er mit ungefügen Händen baute zum Ruhme Gottes, erschlagen in seinem Blut. Gottes Richterstimme hallt durch die Welt. Vom Blutgerüst blickt des Gekreuzigten entstelltes Gesicht. Es ist eine erschreckende Straße.

Die Gebeugten, die sich aufrichtenden Rücken derer, die an Schiffsbänke geschmiedet Ruder schlagen, geißelgepeitscht. Verbrecher? Elende, wie jene Hugenotten, die sich „falschem Glauben“ verschworen. – Krieg, immerfort Krieg: verbrannte Städte und Dörfer, vergewaltigte Frauen, ermordete Kinder. Und während ein Arzt irgendwo um ein

erlöschendes Leben rang, schlachteten sie anderenorts menschliche Wesen wie Tiere. Dreißig Jahre Krieg; angeblich um Christi Willen. Hekatomben verbluten, fallen dem Streben nach Macht, der Gier nach Besitz der Wenigen zum Opfer. Der Mensch ist gut? Der Mensch ist schlecht? Weder böse noch gut, allermeist Opfer. Blind gemacht. Einem Wahn verfallen. Die Scheiterhaufen der Inquisition rauchen noch immer. Frauen werden als Hexen verbrannt. Kinder ohne Dach hungern und sterben. Hilfe ist fast immer nur Tropfen auf glühendem Stein. Linderung bisweilen. Verschiebung des Leides, der Torturen auf andere: auf jene, die überleben, auf jene, die anderen Glaubens sind als die, die vernichtet wurden, weil sie nach den Tafeln der Herrschenden irrten.

Es ist keine heile Welt. Aber es wäre falsch, zu verzweifeln. In uns gelegt ist die Kraft, die zu wirken vermag, solange es Tag ist.

Im Delta des Paraná, in Argentinien, zeigten mir Indios an den Ufern mächtiger Flussarme das Nest des Fischervogels, des Martin Pescador. In einem Jahr tiefer, im anderen höher hat er sein Nest über den Fluten gebaut.

Die Bewohner erklärten, das sei eine Wasserstandsmarke. Baut der Vogel sein Nest sehr hoch, ist die Katastrophe einer Überschwemmung zu erwarten – richtet er sich niedrig ein, bleibt in diesem Jahre der Pegel normal. In ein kleines Geschöpf hineingelegt die Kraft, die Einsicht zur Rettung. Nehmen wir es als Symbol. Im Menschen liegt ein Potential, das ihn zum Herren der Schöpfung macht.

Oft ohne Liebe gezeugt, nie von rettenden Händen geleitet, stapfen uns Unbekannte durch dieses Sein, verdämmern hinter Gittern, bezahlen mit ihrem Tod. Wofür zahlen sie? Nicht eigene Zeche allein. Das wissen wir.

Schreie der Verzweiflung tönen pausenlos. Angesichts dessen, was in jedem Moment geschieht, müssten wir uns tagtäglich fragen: Warum lebe ich noch, warum bin ich nicht Hungers gestorben? Warum sind meine Sinne und Glieder heil? Warum habe ich immer noch teil am Licht der Welt?

Theodizee heißt Gottes Rechtfertigung. Es ist die Frage nach dem Sinn des Leidens, dem Sinn des Bösen in unserer Welt. Es ist die Frage, uralte wie der Weg des Menschen durch die Jahrtausende hin, die Frage des Hiob aus verzweifelter Ausweglosigkeit, die mir diese Verse eingab:

Warum wird der eine
auf goldenen Kissen geboren
Warum spielt Orchester der Liebe
dem einen
umfängt Dunkel
den andern
Warum währt das Leben
des einen

bis an die Grenzen
Warum atmet sein
Leben aus
der es erst
spielend begann
Warum streicht
des einen Hand
glättend über die Hügel
stößt die des andern
nur in Verzweiflung
und Schuld
Warum schöpft der eine
silbernes Wasser
tränkt noch den letzten
Warum ist nur Gift was der andre verstreut
Warum – Warum – Warum

Es ist die Frage, die keine menschliche Vernunft je beantworten kann, es sei schöpferisch und das heißt durch unsere Haltung, durch unser Trotzdem, durch unser unentwegtes Handeln ... als ob ...

Die Frage, warum bei einer Katastrophe, wie sie jederzeit hereinzubrechen vermag, dieser umkommt und jener überlebt? Warum jener? Die Frage, warum wir an satten Tellern geboren, während andere Hungers sterben? Warum sie?

Die Frage, warum Unschuldige hinter Gittern vegetieren, andere nicht minder schuldig, oft schuldiger noch, sich der Freiheit erfreuen. – Die Frage nach dem unschuldig-Schuldigen. In eine zerrüttete Umwelt hineingeboren, alleingelassen, verfolgt und geschunden von seinesgleichen. Es ist die Frage, die zu entscheidender Einsicht zwingt, dass wir nicht nur ungerecht leiden, dass wir oft unverdient glücklich sind. Dass ich noch lebe ist Geschenk. Empfangene Liebe, aber auch alles Gefordertsein, Gebrauchtwerten, Wirkendürfen ist Geschenk. Gnade nennen es die Frommen. Es ist die Frage, die über uns schwebt jeden Augenblick, die uns zwingen sollte, vorurteilsfrei diese Welt zu betrachten. Fox' Wissen von Samen in einem jeden birgt mehr Weisheit als wir je zu ahnen vermögen: sie zertrümmert Idole von der Überlegenheit einer Rasse, von klug und von kindlich, von Gut und von Böse.

Wer auf dem Bildschirm in das Gesicht Verurteilter sah, nicht zutiefst erschrocken begriff: Das bin ich! – begreift nicht das Wesen, ermisst nicht den Grund, dem wir entstammen. Das Urteil, das fiel, ist Menschensatzung entnommen, aus Angst, aus Enge geboren: was den Täter zum Täter werden ließ, liegt in uns allen. Noch schläft es, ist es gebändigt. Was dich trägt und erhält und zum Menschen macht, liegt gefangen, gefesselt in ihm, der jetzt hinter Mauern verschwindet.

Die Frage nach dem Leid, nach dem Bösen in der Welt, die Hiobsfrage fällt als Frage zurück an uns. Als die gewaltigste Provokation, die es gab, die es jemals geben wird. Revolutionäre gingen dafür in den Tod, jenen Heiligen gleich, die ihr Leben für Göttliches gaben.

Verändern ist uns gesagt, dass das Leiden weniger, dass die Würde des Menschen ungefährdeter werde.

Doch eine Welt ohne Leid und Schuld wird niemals sein. Und keine Wissenschaft nimmt sie uns ab, die Einsicht, aus schöpferischer Liebe zu mildern, zu heilen, zu retten.

In dem, was wir Vorsehung heißen, manifestiert sich das, worin wir das Göttliche am stärksten als etwas nahezu Persönliches spüren, es uns wie ein Du gegenübertritt, mit dem wir unmittelbar verkehren. Ich unterstelle mich, von allen starken Kräften meines Lebens gespeist, seiner Führung. Zutiefst wissend: Es muss eben sein!

Rückschauend kann das lauten aus der erschütternden Erkenntnis des Joseph, angesichts seiner Brüder. „Ihr habt es böse mit mir gemeint. Gott aber hat es gut mit mir gemeint.“

Vorschauend kann es der Entscheidung des Abraham gleichen, der die Heimat aufgibt, dem Rufe folgend ins helle Dunkel des Unbekannten, der Reise in ein fernes Land.

Schöpferisch leben heißt selbst den Zufall als das zu erkennen und aufzugreifen, was mir zufällt. Was wäre schon das Leben ohne das: Das Erschreckende, Plötzliche, oft kaum Erahnte, das uns den Atem benimmt, den Herzschlag hemmt oder beschleunigt. Was wäre alles rings um uns, ohne das letzte Geheimnis. Helles Leben ohne den dunklen Vorhang des Todes.

Seltene Augenblicke, in denen der Mensch er selber wird, von der Wurzel her. Sich selbst verwirklicht. Wo er handelt, wo er die Umwelt gestaltet, seines Ursprungs gewiss. Wo er äußeren Störungen zum Trotz sich entfaltet. Kein Lärm, weder Unruhe noch Bedrohung, selbst der Verlust seiner Freiheit ihn behindern. Wer denkt dabei nicht an das spielende Kind, das wie in einem heiligen Bezirk abgeschirmt atmet.

Das Bewusstsein des Menschen läuft auf hohen Touren, etwas, das ihn überwältigend leitet, bestimmt seine Haltung, prägt sein Gesicht. Vielleicht stößt alles Pathos den Modernen ab, fasziniert ihn mehr die Nüchternheit des Gelehrten, des Wissenschaftlers der Zeit, zwischen Tabellen und Zahlen sitzend, übers Mikroskop gebeugt.

Was wir als Kinder erahnt, als geheimes Wissen in uns getragen, verborgen vor der Erwachsenen Klugheit: dass nicht Tiere allein, dass selbst Pflanzen fühlen, ein Gedäch-

nis besitzen, das haben unabhängig voneinander der Amerikaner Backster und der sowjetische Wissenschaftler Isidor Gunar gefunden. Der Russe lokalisiert das Nervenzentrum von Pflanzen am Halse der Wurzeln, vergleicht es dem menschlichen Herzmuskel im Zusammenziehen und Sich-Dehnen. Er attestiert den Pflanzen einen feststehenden Lebensrhythmus, die Fähigkeit zwischen Tag und Nacht zu unterscheiden; er spricht ihnen eine primitive Form des Gedächtnisses nicht ab; er hält es für möglich, dass uns Pflanzen beobachten. (Berichte in der Prawda) Helfen nicht Einsichten solcher Art, etwa die Erforschung der Sprache zwischen den Tieren, die Traumreisen unserer Phantasie zu kartographieren? Bewirken sie nicht, dass wir menschlicher werden, das meint, dass wir Grenzen überspringen lernen, die uns an der Entfaltung eines Einheitsbewusstseins alles Lebendigen hindern? Das noch Fragmentarische solcher Versuche, ein erstes Tasten in Neuland, sollte uns weder skeptisch stimmen noch gleichgültig lassen; es sollte uns, wie alles, was wissenschaftlich in den Anfängen steht, beflügeln, uns der Zukunft zuzuwenden, uns mit dem Kommenden zu verbinden. Es sollte uns von Vergangenheitsfesseln befreien, unsere Neugierde wecken und unseren Wagemut; es sollte unser Vertrauen fördern, die Zukunft nicht zu fürchten, sie zu bejahen.

Das Gegenteil von schöpferisch heißt steril. Gegensätze wie Tod und Leben. Wer den Alkoholismus auf die Alkoholiker, Drogensucht auf die dem Rauschgift Verfallenen, Gewissenlosigkeit, Verwilderung des Eros auf die Entarteten, die Triebverbrecher, die Gewalttäter schiebt, wer schon den Habitus eines Menschen erleichtert als Zeichen seiner Vollkommenheit registriert – wer nach Ausrottung ruft, nach Strang und Fallbeil, nach Gittern, nach Fesseln und Knebel, wird die Gesellschaft kaum verändern.

Wer im Verbrecher nur den Entarteten hinnimmt, ist selber gewesener Mensch, mit Maxim Gorki zu reden. Längst gestorben, weil sein Inneres Licht erlosch. Der kranke Leib der Gesellschaft sind wir alle. Ihre Krankheiten sind unser Siechtum: wir sind ihr Glied. Es gibt keine Isolation. Dass diese Einsicht sich Bahn bricht, ist bedeutsamer als das Leiden selbst, erregender als alles, was wir pharisäisch mit dem Bann belegen. Prostitution ... das lüsterne Suchen nach Nacktheit. ... Perversionen hat es immer gegeben. Nur sollten sie nicht mehr der Anlass sein, unsere Welt in zwei Lager zu teilen, in Sünder und Fromme. Retter sollten wir werden, nicht Henker; Helfer statt Prediger einer wechselvollen Moral. Besteht ein Unterschied im Töten des Menschen und dem langsamen Vernichten ganzer Vogelarten, dem Sterbenlassen der Fische in unseren Flüssen und Seen, dem Erliegen der Wälder, der brutalen Gleichgültigkeit gegenüber dem Wunder des Lebens?

Wenn Freunde vom Schöpferischen sprechen, umschließt das für sie die nie endende Schöpfung der Welt. Wir wissen um die Herkunft des Menschen, um seine Gebrechen, doch wir wissen zugleich von seiner Bestimmung als Träger göttlichen Geistes. Es ist das Wesensmerkmal des Menschen, dass er imstande ist, solche Bestimmung zu erkennen, zum mindesten zu erahnen.

Die Schöpfung hat erst begonnen. Das einzig Dauernde bleibt der Wandel. Doch ... immer wird es Menschen geben, die sich außerhalb jeden Tempos stellen, die mit hochgestelltem Kragen an der brandenden Meeresküste der Zeit stehen und in die Stille des

Sternenhimmels blicken. Sie lächeln über Computer, sie rechnen nicht. Sie sind nicht überwältigt von Weltraumraketen. Sie blicken hinein in den endlosen Raum der menschlichen Seele und staunen. Es sind die Mönche der Zukunft, nicht hinter Mauern werden sie wohnen, sondern verstreut überall, wo gelebt, geliebt und gelitten wird.

Was den Künstler unserer Tage eignet, angesichts einer geschändeten und entstellten Welt enthaltsam zu sein im direkten Ausspruch und Ausdruck, so sollten wir alle, die wir uns fromm oder gläubig heißen, abgegriffene Formen fürchten. Wir sollten uns scheuen, angesichts der Morde der Zeit, der Verzweiflung Gepeinigter, Gottes Namen zu nennen. Wir sollten das Lied des Schweigens üben, das scheue Andeuten dessen, was wir als Kraft der Zeugung, der Erhaltung, als Macht der Liebe und des Begreifens (früher als „lieben Gott“) in Fluch und Gebet stündlich im Munde führten. Von den Atheisten sollten wir lernen, wenn außer ihrem Nein gegenüber Gott ihre Opfer, Taten bezeugen, dass sie der großen Schöpferkraft dienend hinausleben über täglichen Nahrungserwerb, Schlaf, Wohlergehen, dass sie sich im Einsatz für unsere Umwelt zerreiben. Vor unserem Gewissen sollten wir uns fragen, ob wir den Namen Gottes nicht besser im Herzen tragen, als gestauten Antrieb, als Kraft, als wandelnde Kraft. Im Gewande der Scham sollten wir Taten beten; seien sie so klein, wie Verzicht auf das, was wir anderen rauben durch eigenen Überfluss.

Eingeklemmt zwischen Angst und Sorge um das Kommende und der Schuldbelastung gegenüber Verganem verdrängt der heutige Mensch das Gewesene. Er sträubt sich dagegen, historischer Fakten Gültigkeit anzuerkennen. Er wischt die Erinnerung an beschämende Episoden aus. Unsere Generation, eben dem Chaos entstiegen, einen Weltuntergang vor Augen, setzt auf Sicherheit. Das Abschütteln von Überlieferung und Tradition, die Entfremdung gegenüber jeder Legende ist weltweit. Auch junge Völker vollziehen den rohen Bruch mit dem eigenen Gestern ... Eine Welt der Mythen versinkt. Geschichts- und gesichtsloser werdend, begierig nach allem was Fortschritt heißt, stürzen sie sich dem Neuen, dem, was eine verwissenschaftlichte technische Zukunft verheißt, in die Arme. Umgestaltung, Veränderung beschleunigt den Lebensrhythmus derer, die wir gestern noch in Geduld und Beschaulichkeit hinvegetieren sahen; einst leichter Spielball derer, die gelernt hatten, das Instrumentarium der Macht, der Unterdrückung zu spielen. China wird zum Symbol dieser stürmischen Abwendung von einer in Jahrtausenden gewachsenen Welt. Hier wird ablesbar, was solch ein abrupter Bruch an Zukunftsmöglichkeiten (durch Abwerfen drückenden Gepäcks), was er aber auch an Gefahren für die Menschen als Volk und als Einzelne umschließt.

Es ist die Mission des Künstlers, Einsichten zu verschaffen, Ehrfurcht zu erwecken vor geistiger Leistung, dem Werk – dem Schöpferischen schlechthin. Ein Stück Friedensarbeit. Wer den Lebenshauch des Geistes verspürt, spürt Menschlichkeit, er legt die Waffen nieder. Paris wird zur „Offenen Stadt“.

Ernst Wiechert erzählt im „Totenwald“, wie die Schergen des KZ ihn, den sie als zerbrechlich erkannten, ermunterten, sich seine Bücher senden zu lassen. Sie trafen ein. Betroffen blätterten sie: „Das alles schrieben Sie?“ Sie haben ihn nicht zerbrochen. – Einsames Beispiel: ich weiß. Daneben steht die Leidensgestalt eines Carl von Ossietzky, den der Nobelpreis erhöhte, ehe er elendlich starb.

Ein Wort über das Wesen der Kritik. Stimulanz ohnegleichen. Wo sie ergänzt und zurechtrückt, Falsches aufzeigt, Verlogenheit entlarvt, der Wahrheit dient, wird sie zum reinigenden Feuer, zum Beweger alles Schöpferischen. Doch wo sie von falschen Voraussetzungen ausgeht, lieblos ihr Gift verspritzt, vermag sie auch Starke zu lähmen; den Empfindsamen tötet sie. Wie jenen lungenkranken englischen Lyriker John Keats, der über einer unbilligen Kritik einen Blutsturz erlitt und verschied. Wer urteilt, urteilt immer über sich selbst.

Noch das größte Kunstwerk bleibt ein gewaltiger Torso, den wir erblickend, aufnehmend, nachschaffend tief in uns selbst zu vollenden haben. Es ist die Spur, auf die wir gerufen sind, weiterzusuchen, nach dem letzten Geheimnis. Der Eitle wird auf die Dauer steril. Doch dem Eitlen verwandt ist der Allesverneiner, der nichts von Grenzen weiß.

Im banalen Leben nennen wir es Kompromiss. Oft ist es Versagen, ich weiß. Nicht immer! Oft stellt es die einzige Lösung dar, erinnert an ein uraltes Wort: Toren, die ihr nicht wisst, dass die Hälfte oft mehr ist als das Ganze.

Auch das vollendete Bauwerk in der Stadt meiner Kindheit, vor dem Goethe überwältigt stand, das Straßburger Münster, mit nur einem der beiden geplanten Türme, blieb Kompromiss.

Phantasie, wer sie im hohen Maße besitzt, ist nicht nur reich, er lebt auch gefährdeter, eindringlicher, leidvoller; denn auch Mit-Leiden ist ohne Einbildungskraft, und das umschließt die Fähigkeit, sich in die andere Kreatur hineinzuleben, kaum möglich. Je phantasieärmer, desto dürftiger an Lebensfülle, zugleich unbeschwerter durch Rücksicht, Scheu, Selbstbegrenzung, desto ungehemmter.

Wer sie als köstliche Gabe, als Gnade ein Leben lang in sich bewahrte, sie gefördert hat, muss nicht Künstler sein, der aus Quellen lebendiges Wasser schöpft, um an der Unendlichkeit teil zu haben. Über die Wirklichkeit hinaus schweifen die Sinne, um an längst versunkenem Leben teilzuhaben.

Spielen auch eigene Beobachtungen, Landschaft der Erinnerung mit hinein, so ist die Phantasie auch der Schlüssel zu den Grabkammern der Toten. Jahrhunderte treten vor das innere Auge; Schlachtfelder, Thronsäle, Dome, Hütten der Armut. Zwiesprache führen wir mit Plato und Lessing – dem Mönch in der Zelle, dem Sklaven im Maisfeld – dem Wissenschaftler, gebeugt übers Mikroskop.

Phantasie und Wirklichkeit sind Geschwister. Phantasie schuf das Gesetz der Schwere – Rundfunk, Fernsehen, den Bau der Rakete – die Spaltung der Atome. Was ist Denken

ohne Phantasie? Was Phantasie ohne Wirklichkeit? Sie malte längst an den Himmel, was an Gausigem, was an Befreiendem für diese Menschheit geschah und geschieht. So kühn sie auch schien, oft blieb sie nur der Wirklichkeit Schatten.

Wachsende Beweglichkeit des Menschen, ständiges Verändern seines Arbeitsplatzes, wie sie sich mehr und mehr anbahnen, bringen immer rascher sich vollziehende Begegnungen mit neuen Menschen, gleichzeitiges Versinken Anderer ins Meer des Erinnerns.

Aber Teil unseres Jungseins ist die Fähigkeit zu absorbieren, zu verarbeiten, was die Umwelt stündlich bringt; Erfahrenes zu sichten, es auszupressen wie reife Frucht. Auch im Wandel gesammelt bleiben! Ist diese Kraft nicht Teil der Reaktion, des Spontanen, des Eingehens auf neue Verhältnisse, neue Menschen, wie es im wachsenden Maße von uns gefordert wird? Der Mönch in der Zelle ist eine Gestalt von gestern. Der aus inbrünstiger innerer Stille, aus Treue zum Wesentlichen atmende und schaffende Mensch ist der Klosterbruder von morgen. Jenes Klosters ohne Zelle und Mauern, das wir Gemeinschaft heißen. Engste Gemeinschaft derer, die nicht kurzfristige Bindungen als ihr Ideal, hingeworfenes Morgengrüßen, Kopfnicken, Heben der Hand, kurzum flüchtiges menschliches Nebeneinander als Ersatz für ein Miteinander begreifen: die den Stich in der Brust verspüren, auch beim hundertsten Abschied, die noch im Wechsel nach dem Dauernden streben.

Wir leben in einer gefährdeten Welt. Lager von Kernwaffen hier und dort setzen nur Zeichen. Hinter alles Streben, hinter alle Leistung und allen Fortschritt, hinter alle Mühe und Liebe, hinter alles Opfer wurde riesengroß – von Menschenhand – ein Fragezeichen gesetzt. Uns bleibt nichts als das Dennoch. Das Dennoch eines Glaubens, der uns befugt und ermächtigt, alles zu tun, um Katastrophen zu verhindern. Wie der Einzelne niemals weiß, was ihm in nächster Stunde geschieht, so ergeht es den Generationen auf ihrem Weg durch die vergängliche Zeit. Das Zeitlose, das Überzeitliche ist Realität gleichermaßen, ist in jedem von uns lebendig.

Von jeher war der Mensch der große Zerstörer. Man hat ihn als das schlimmste Raubtier bezeichnet. Grausamste Art der Vernichtung ist die Selbstvernichtung. Wir sind auf dem Wege dorthin. Spätestens unsere Kindeskinde erblicken, wenn weiter die lebenswichtigen, die erhaltenden Umweltfaktoren einer raffgierigen, expansiven Industriegesellschaft zum Opfer fallen, vor sich den Weltuntergang. Epidemien, Hungersnöte, soziale Eruptionen, erbarmungslose Kriege sind die Meilensteine auf dem Weg ins Chaos. Die Wissenschaft öffnet die Augen derer, die bereit sind, die Wirklichkeit zu erkennen.

Ich zitiere Professor Kamschilow, einen sowjetischen Biologen: „Zu welchen Höhen auch immer der menschliche Geist sich erhebt, nie können wir uns lossagen von unserem biologischen Wesen. Wir müssen lernen, unser Verhältnis zur Natur vernünftig und bewusst zu regulieren, um der Menschheit ihre Existenz, ihre Zukunftsentwicklung zu garantieren. Gelingt uns das nicht, wird der Mensch von der Natur aus der Reihe der Wesen ausgelöscht, die sie ihrer Aufmerksamkeit würdigt.“

Das Ende des zweiten Weltkrieges schenkte keineswegs den Frieden. Es brennt weiter an allen Enden. Mehr als 165 bedeutsame Ausbrüche von Gewalt registriert Amerikas ehemaliger Verteidigungsminister Robert S. McNamara. Dazu kommen die vom amerikanischen Soziologen Harry Eckstein festgehaltenen „inneren Kriege“, allein in der Zeit von 1945 bis 1959. Er kommt an Guerillakriegen, Bürgerkriegen, Aufruhr, Unruhen, Meutereien, Staatsstreich auf die Zahl 1.200. Aggression und Terror, wohin wir blicken. Was sich mitleidlos, kalt kalkuliert, jeden Abend auf unserem Bildschirm als winziger Auszug abspielt, verfolgt uns in unsere Träume. Gesichter starren uns entgegen, aus denen kein Funke mehr glüht, der Hoffnung gibt. Triebe, Tribschicksale, wie Freud das formulierte, bedrängen uns mit dem Grauen der Ausweglosigkeit. Wer hinabblickt in den Abgrund des eigenen Wesens, erschrickt vor der Aggressivität, die in jedem von uns verborgen liegt. Jede Fahrt in der Straßenbahn, eingekeilt zwischen Menschen, erweist, dass wir selbst Gefährdete sind, weit entfernt davon, Peacemakers, Friedfertige zu sein. Wenn wir nur eines begriffen, dass „the faint cold fear“, die leise eiskalte Furcht, die uns bisweilen lustvoll überrieselt, nicht genügt: dass beim hohen Drama wie beim banalen Krimi unser eigenes Ich erschrecken muss, dass wir erschauernd begreifen, dort wird unsere eigene Sache behandelt: die des Wesens Mensch. Wir schauen in einen Spiegel.

Ich sinne darüber nach, ob die Gegensätzlichkeit, in der sich das Leben unserer Tage vollzieht, nicht allezeit war. Ob diese Gegensätzlichkeit zwischen Himmel und Hölle nicht zum Rhythmus des Daseins gehört. Heute trifft sie uns härter. Eine Menschheit, zusammengerückt durch technischen Fortschritt, zerklüfteter denn je. Der vereinsamte Mensch in den Ballungsräumen, den Städten. Eine Medizin, mit königlicher Vollmacht ausgestattet, zu heilen, zu retten, ihr gegenüber teuflische Bedrohung durch Drogen, Eingriffe in die Wesenssubstanz jedes Einzelnen. Triumph des Wissens, demgegenüber Versklavung des Menschen durch Propaganda und Manipulation. Die Liste ist fortführbar ins Endlose hin. Entheiligung hebt an. Vor dem Brimborium billiger Scheinkulissen scheinen Tod und Eros banal. Ein Überangebot von Reizen vermag die tödliche Leere der Langeweile kaum zu verhindern. Materielle Sicherheit für Millionen löscht die unterschwellige Angst vor plötzlichem Absturz nicht aus. Moderne Kunst wird Aufschrei, Klage, Protest, weist auf innere Verlorenheit hin.

Wir brauchen mehr Menschen, *die die Atmosphäre zu verändern imstande sind*, die da, wo die Luft dünn wird und eisig, zu Katalysatoren der Wärme werden, einer neuen Brüderlichkeit. Wir bedürfen aber auch derer, die in überhitzten Räumen, innerhalb derer Menschen sich im Feuer der Erfolgsjagd, Gewinnsucht, entfesselter Sexualität verzehren, dämpfend wirken, kühlend, beruhigend. Die in den Lärm die Stille tragen. Sie werden der Herkunft nach verschieden sein. Buddhisten darunter, wie der Mahatma, Atheisten wie Fridtjof Nansen und Bertrand Russell, Katholiken wie Don Camara, christliche Marxisten wie Camilo Torres. Verschiedene Sprachen werden sie sprechen, mit verschiedenen Zeichen, Symbolen, Chiffren wirksam sein. Eins ist ihnen gemeinsam: sie atmen im gleichen Rhythmus.

Wir sollten von den Hippies und den Gammlern lernen, die inmitten von gleißendem Überfluss in Armut vegetieren. In kalten Nächten, in Verzicht und Darben ein, zwei Jahre lang gewillt sind, die größte Universitas zu erfahren, die es gibt: brüderliche, schwesterliche Nähe des anderen, gegenseitige Hilfe. Jeden Erfolg, jeden Titel verachtend. Von den fremden Arbeitern, deren Frauen und Kindern, sollten wir lernen. Ihr lautes, ungezwungenes Lachen, ihr lärmendes Reden als jene Musik empfinden, die falschen Stolz wegschmilzt im verkümmerten Herzen. In ihrem Spiegel sollten wir erkennen, wie unnatürlich wir sind, dass wir Masken tragen, anstelle des Menschengesichts. Von jenem Körperbehinderten sollten wir lernen, der auf seine Krücken gestützt, einbeinig sich auf die Straßenbahn schwingt, auf der Plattform verharret, lachend abwehrt, wenn man ihm einen Sitzplatz bietet. Von jedem Kinde sollten wir lernen, das uns anlächelt im Gedränge der Menschen, voller Vertrauen, nicht bedenkend, wie raubtiergefährlich Menschen sind. Von den Andersgearteten sollten wir lernen, den unserem Wesen widersprechenden. Von allen Fremden, die im Ghetto unverschuldeter Einsamkeit leben, und nicht an den Menschen verzweifeln. Die ihres Weges ziehen, nicht um sich schlagend als Beleidigte, als Benachteiligte, die stumm ihre Arbeit verrichten. Von der Treue des Tieres sollten wir lernen, das uns jede Handreichung dankt, vergessend unsere Vergesslichkeit, unsere Gleichgültigkeit, unseren Mangel an Zuverlässigkeit; das uns Freund bleibt bis zu seiner letzten Stunde.

Wen seines Lebens Reise zu anderen Völkern, in andere Erdteile führte, ihn zwischen Menschen anderer Rassen wohnen ließ, durfte trostvoller Erkenntnisse teilhaftig werden, dass die Hypothese von wertvolleren und minderen Rassen krasser Unsinn ist, dass die Mischung der verschiedensten Völker liebenswerte Resultate zeitigt. Ich denke an meine brasilianischen Jahre. Ich sehe vor mir den Schaffner, der auf schmalen Brett balancierend am Wagen längs in die Bankreihen hinein seine braune Hand ausstreckt, die Münzen erbittend „Faz favor, bitte“, dabei freundliche Auskunft gebend. In Sturm und Hitze und Regen, im Freien schwebend: mich jeder Überheblichkeit zu schämen. Ich erinnere mich der langen Buenarener Jahre, wo Spanier, Italiener, Juden, Indios mir Freunde waren durch den Takt des Herzens, die Bereitschaft zu hundertfältiger Hilfe. Ich durfte studieren, was der Fernseher jeden Abend uns allen bestätigt, dass Menschen Menschen sind allenthalben; aufeinander angewiesen, mehr als sie es selber wissen. Ich durfte es lernen in diesen Jahrzehnten des Exils, Gast zu sein. Sind wir nicht alle Gäste, wo wir auch leben?

Wir bejahren, hineingestellt zu sein in eine Welt, die den Menschen mächtiger fordert als je zuvor. Auf den Prüfstand gestellt, muss jeder beweisen, wer er ist. Nicht äußere Katastrophen führen zum Ende, die Kapitulation des Wesens Mensch allein hieße Untergang. Er wird gewogen, der Mensch, nackt wie er ist: Titel, Würden, pathetische Gesten fallen ... auch der Mantel der Heiligkeit liegt im Staub. Die kleine pakistanische Mutter, die ihr Kind vorm Verhungern rettet, wiegt mehr als die Frau des Ministers; der Retter im Kugelhagel, irgendwo im Dschungel von Vietnam mehr als ein General.

Die Art, wie wir auf den Nächsten zu wirken beginnen, sollte immer so sein, dass sie Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein weckt. Mit Gelassenheit hören – mit Gelassenheit Antwort geben. Sei es, dass wir denen begegnen, die dem Rauschgift verfielen. Mystiker ahnen, was anderen verschlossen blieb: dass die Begierde nach Grenzerfahrungen, dem Vordringen in verschüttete Bereiche, oft zum Antrieb Rauschsüchtiger wird. Quäker sollten nicht moralisieren. Verbündete sollten sie suchen, in denen, die am eigenen Leibe erfuhren, wozu der Gebrauch von Drogen führt. Mit deren Erfahrungen allein sind sie in der Lage, Gefährdete vor der Selbstzerstörung zu warnen. Verbündete suchen war alle Zeit quäkerisch. Das „Sesam-öffne-dich“ zu finden, darauf kommt es an bei der Resozialisierung Strafgefangener, der Rehabilitierung Körperbehinderter, bei der Hilfe für die, die in der Schule vor unüberwindbaren Hindernissen stehen, bei der Handreichung gegenüber denen, die mit ihren Kindern als Fremde unter uns wohnen. Koordinierende sein, Klammern sollten wir sein zwischen allen Gruppen, die entschlossen gewaltlose Wege suchen!

In mehr als vier Jahrzehnten meiner Lehr- und Erziehtätigkeit ist mir das „böse Kind“ kaum begegnet. Ich müsste an einen Grenzfall denken, als ein Zwölfjähriger die Brut eines Vogelnestes gegen einen Brückenpfeiler geschleudert hat. Auch dieser ist Mensch geworden. Seine Herkunft galt es zu erkennen, um den Schlüssel zu finden zu solcher Tat. Betrachten wir gewisse Erziehungsmethoden, die wir am eigenen Leibe erfuhren, wundern wir uns nicht über die Blutflecke der Gewalt allerorten. Es gehört zum Atemberaubenden dieser Zeit, wie sich uns neue Perspektiven eröffnen, einer von Gewalt nicht mehr beherrschten Erziehungsweise, die Menschen, die nicht mehr Gangster bildet. Übertreibungen nehmen wir in Kauf: diese Zerrbilder, diese kleinen Egoisten mit Phrasen falscher Selbstbehauptung im Munde. Wenn Heranwachsende nur lernen dürfen sich selbst zu erkennen, Erfahrungen zu sammeln im Umgang mit anderen und mit dem eigenen Ich. Schlägt das Pendel auch aus, Versuche und Wagnisse lohnen. Es geht um den Menschen, um die Überwindung der Angst vor allem: um die Erziehung zur Spontaneität, die Befreiung innewohnender Kräfte, die wir zum Aufbau neuer Gemeinschaften brauchen.

Bei demolierten Telefonzellen, zertrümmerten Scheiben fängt es an. Auflehnung gegen Zwang. Rache für den Verzicht, dem täglich erzwungenen. Schaden fügt man zu, sich selber schadlos zu halten. *Aggression*. Wo die Selbstachtung schwindet, Demütigungen verdrängt werden müssen, erscheint sie als Ausweg.

Wer räumt den Schutt weg in solcher Landschaft, schlägt Brücken zum zerbrochenen Ich, verhilft zu der Einsicht, dass wir einander bedürfen, dass Angst, dass Unsicherheit Fesseln sind, unsichtbar zwar, doch schlimmer als Eisen?

Da ist die Suche nach dem Sündenbock, der büßen soll, stellvertretend für alles das, was wir schuld- oder sinnlos erleiden. Da klingt der Aufschrei: Ich will keine Gnade!

Wer gestürzt ist, will mehr als Vergessen und mehr als Vergebung. Angenommen will er sein, als ein Teil von uns allen. Die Kräfte des Mütterlichen, die Schöpferkräfte aller, denen Kinder begegnen und anvertraut sind, werden aufgerufen zu neuem Beginn: hier wächst

sie heran, vor unseren Augen, die Armee der Befreiung und des Friedens, die die Grenzen in ein besseres Jahrhundert durchstößt.

Aus tausend hellen Bildern meiner Lehrerzeit das eine. Im zerstörten Frankfurt 1952. Werner L., ein kleines mageres verwahrlostes Tierlein hockt im ersten Schuljahr unter den anderen. Nicht mal unbeliebt. Doch einsam. Es klingelt zur Pause. Peter R. hält mir ein großes Stück Schokolade hin. Das will er mir schenken. Doch ich begegne Werners begehrlischen Augen. Und ich sage zum Peter: „Gib es doch dem Werner, der hat solchen Hunger auf Schokolade.“ Vor mir zwei verwandelte Kinder. Der Peter verschenkt seine Schokolade; Werner strahlt mich an. Es sprudelt von seinen Lippen: „Ich kann euch nichts geben. Ich habe ja nichts. Aber ...“ Er hebt seinen kleinen spitzen Finger „Passt auf!“ Er stürzt auf beide Hände. Mit dem Kopf nach unten läuft er zwischen den Bankreihen her und hin. Wir klatschen ihm Dank. Es klingelt. Der Morgen geht weiter.

Jeder von uns trägt in sich seine besondere Lebensweise, die eigene Lebensmelodie, vom Ursprung her. Wir sollten ihr lauschen; wir sind nicht wir selbst ohne sie. Oft klingt sie von ferne, oft ist sie dem inneren Ohr entschwunden. Das ist nicht die beste Zeit in unserem Leben. Eintauchen sollten wir wieder und wieder in das Meer des Erinnerns, teilzuhaben an allem, was wir erlitten, was uns enttäuschte, was uns glücklich gemacht. Suchen sollten wir sie, die Gesichter aller, die uns ein Stück unseres Daseins begleitet. Angefangen bei Vater und Mutter. Aber auch bei den anderen – schon bei den Kindern, den frohen Gefährten der Jugend. Ihr Lachen sollte um uns sein und ihre Tränen. Ihre Liebe und ihre Verzweiflung. Ihre Treue und ihr rasches Vergessen. Der Melodie des Ursprungs sollten wir lauschen, die uns lehrt, wer wir sind. Warum wir so sind und nicht anders. Wer sie vergisst, wird sich selber entfremdet, wird arm, in allem Reichtum, krank noch im Erfolg. Seine Quellen versiegen; er schöpft nicht mehr. Er vermag nicht mehr wirksam zu sein als Kraft, die wandelt und erhält. Es mag sein, dass das Leben uns in große Fernen führt und auf einsame Höhen. Meere mögen uns trennen vom Ort unserer Herkunft. Ist die Weise hörbar, die in uns gelegt, geht die Herkunft mit; ein Stück Ursprung bleibt in uns lebendig und rettet uns, uns nicht zu verlieren, macht noch Fremdes vertraut, verwandelt noch Entgegengesetztes in ein bewohnbares Dach, lässt noch im Alter, wenn die Luft dünner wird, die Einsamkeit größer, Behütung spüren und jene Wärme, ohne die das Leben verdorrt.

Wir strömen ein in Vieler Leben. Vieler Leben strömt ein in uns. Im Weltorchester spielt jeder sein Instrument, seine eigene Weise. Oft schrillt sie im harten Gegensatz, dann sind wir allein – oft schwingt sie in Harmonie mit dem Dasein, dann fällt uns das Leben leicht. Wir begreifen uns selbst und wir wirken aus vollen Händen. Verschwenden uns, werden reicher dabei; verlieren uns und finden uns selbst.

Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt. Leitmotiv eines Lebens. Dass das so ist, verdanke ich vielen. Unter anderem jenen Männern und Frauen, die die Schrecken des Dritten Reiches noch in ihren Augen, in Buenos Aires erschienen. Ärzte, Anwälte, deren Frauen in den Häusern der Reichen als Putzfrauen arbeiten gingen, damit ihre Männer die Sprache des Landes lernten, sämtliche Examina, vom Abitur angefangen aufs neue ablegen konnten: um im neuen Erdteil wirken zu dürfen. – Da sitzt vor mir ein blasser Junge von über neun Jahren, der weder lesen noch schreiben kann. Er wurde geboren, als sie seinen Vater in den Kellern der Gestapo in Hamburg verprügelten, die Mutter, die ihn trug, vor Ängsten fast starb. In der Schule in Buenos Aires blieb er in der Klasse zurück. Aus dem Heim, in das man ihn brachte, entfloher, stand in der Morgenfrühe vor der Tür des Elternhauses. Ich war sein einziger Lehrer. Er hat in manchem Jahr nicht nur schreiben gelernt, auch lachen und tätig-sein, sich im Leben zu behaupten.

Ob ich die Anderen vergesse, die vielen tausend, die elend verkamen? Gemach! Ich sah auch damals die Schicksale jener, denen die innere und die äußere Befreiung gelang vor dem Hintergrund der rauchenden Krematorien von Belsen und sonst irgendwo. Immer sah ich Rettung und Auferstehung im Zusammenhang mit dem Leiden der Welt.

Da ist mein Verleger, Hans Fladung. Ein Toter auf Urlaub hatte man ihn damals aus dem KZ entlassen. Englische Quäker verhalfen ihm zur Flucht über die Schweiz nach England. Zusammengeschlagen, halb blind, musste er an einem zwischen Bäumen gespannten Wäscheseil im Exil das Gehen erst wieder lernen. Doch schon war er in England an der Gründung einer Hilfsorganisation für Flüchtlingskinder beteiligt, baute den Kulturbund, einen Zusammenschluss von Künstlern und Schriftstellern, auf. Er ist alt geworden, steht hoch in den Siebzigern. Wenn ich ihn heute hinterm Schreibtisch sitzen sehe, tief über Manuskripte gebeugt, eine schüsselähnliche Vergrößerungslinse zwischen Augen und Bergen Papier, dann weiß ich, was Schöpferkraft heißt. Was wäre aus diesen Menschen geworden, die durch die Hölle gingen, ohne die Kräfte, die sie selbst und die Welt gleichermaßen erneuern: tätig zu sein, nur immer wieder aufs neue tätig zu sein, sich einzusetzen, sich zu verschwenden aus dem Impuls, der wie eine Flamme zündet und wärmt: in der Hinwendung zum anderen. – Was wäre aus ihnen geworden ohne Wille zur *Solidarität*.

„Die Philosophen haben diese Welt verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“ Die Worte eines großen Revolutionärs, die als das „Es werde Licht“ am Beginn neuer Jahrhunderte stehen, vor gesellschaftlichen Umwälzungen und Veränderungen, die erst begannen. An deren Ende aber steht der Mensch, nicht mehr des Menschen Sklave, nicht mehr als des Menschen Feind.

Wir nennen uns Freunde. An allen Orten der Welt sind Quäker wirksam. Man lässt sie ein. Man hört ihnen zu. Sie besitzen Kredit. Ihre Zahl scheint gering, wenn wir kindlich nur die Mitglieder zählen; sie ist unübersehbar, wenn wir die Schultern derer neben uns spüren, die aus dem Bewusstsein der Einheit aller Menschen zu uns gehören, wie wir zu ih-

nen. Inmitten von so viel Auswegslosigkeit, wie sie sich immer wieder auftut vor unseren Augen, bleibt uns nichts als die Kraft, die Auswege sucht, die Lösungen findet, uns vor dem Schlimmsten bewahrt.

Das Reich des Friedens ist unterwegs, doch niemals vollendet. Es ist immer im Werden. Es bildet sich, wird Gestalt, wo Einsicht, Geduld und Beharrlichkeit, wo schöpferisches Planen und Tun stumpfsinnige Rohheit überwinden. Waffen in uns, zum Entwaffnen in uns gelegt, lernen wir, sie zu brauchen! Lernen wir, sie zu nützen, die Kraft der Beschwörung Mensch zu sein.

Schlimmer als der Dieb ist der, der Gewalt verübt. Alles Eigentum bleibt irdisch. Wer jedoch Leben vernichtet, Leben schändet, verletzt jene Grenzen, dringt ein in Bezirke, die göttlichen Ursprungs sind. Er zerbricht nicht nur fremdes, er verwüstet sein eigenes Wesen.

Wo Menschen die harte Schale des Ich durchbrechen, eins zu werden mit anderen, mit vielen anderen, formt sich gewaltige Kraft: *eine* Einsicht, *ein* Wille sind imstande, Schutt von Jahrhunderten wegzuräumen, diese Welt zu verändern. Das Neue zu bauen, das, was die Frommen das Gottesreich heißen. Doch was einfach scheint, ist das Schwerste. Ein Funke von außen vermag Flammen zu entfachen, die rasch verlöschen. Ein Licht von innen tut not – jenes Gran Liebe, das mehr ist als Solidarität: die Schöpfervollmacht schlechthin.

Keiner vermag es allein. Aus der Vereinigung zweier Menschen entsteht ein neuer Mensch. Welch ein Symbol! Keiner vermag es allein, was notwendig ist: wo die Brücke fehlt, bleibt das Ufer ferne, wo das Seil niemand hält, folgt der Absturz, wo sich Arme nicht verdoppeln, verzehnfachen, geht ein Haus im Flammenmeer unter. Im Eisspalt versackt, in der Flut ertrinkt, im Nebel verliert sich, in der Kälte erstarrt, wo der andere nicht da ist: der Bruder. Ein dunkles Gesicht, ein helles Gesicht, im Moment das Gesicht eines Engels bringt Rettung.

Cary Vorlesungen seit 1936

- 1936 Hans Albrecht „Urchristentum, Quäker und wir“
- 1937 Alfons Paquet „Die Religiöse Gesellschaft der Freunde“
- 1938 Thomas Kelly „Das Ewige in seiner Gegenwärtigkeit und zeitliche Führung“
- 1939 Carl Heath „Das Leben, ein Gebet“
- 1940 Walther und Johanna Rieber „Lebensbejahung“
- 1947 Emil Fuchs „Die Botschaft der Bibel“
- 1948 Robert Limburg „Gandhi und wir“
- 1949 Margarethe Geyer „Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel“
- 1950 Otto Frick „Die Kraftquellen unseres Lebens“
- 1951 Manfred Pollatz „John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit“
- 1952 Cornelius Kruse „Rufus M. Jones und sein Werk“
- 1953 Willy Wohlrabe „Die göttlichen Kreise“
- 1954 E. A. Otto Peetz „Berufung und Sendung“
- 1955 Wilhelm Mensching „Was bedeutet uns Paulus?“
- 1956 Henriette Jordan „Vom Wesen der Begegnung“
- 1957 Ruth E. von Gronow „Die Stellung der Bibel in der Gesellschaft der Freunde“
- 1958 Margarethe Lachmund „Der innere Friede und die notwendige Unruhe“
- 1959 Fred Tritton „Quäker im Atomzeitalter“
- 1960 Emil Fuchs „Jesus und wir“
- 1961 Horst Brückner „auf dass wir leben“
- 1962 Elisabeth Rotten „Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frieden“
- 1963 Roland L. Warren „Prophet – Vermittler – Versöhner“
- 1964 Walther Rieber „Quäkerhaltung in unserer Zeit“
- 1965 Helene Ullmann „Der Mut zur reinen Tat. Richard Ullmann, sein Leben und sein Werk“
- 1966 Otto Buchinger „Geistige Vertiefung und religiöse Verwirklichung durch Fasten und meditative Abgeschiedenheit“
- 1967 Margaret S. Gibbins „Sucht, Findet, Teilt: Jetzt ist die Zeit“
- 1968 Douglas V. Steere „Gegenseitige Erleuchtung. Ein Quäker-Standpunkt zur Ökumene“
- 1969 Annemarie Cohen „Mitmenschliche Verantwortung – Realität des Alltags“
- 1970 Eva Hermann „... in dem, was ewig ist ...“
- 1971 Ekkehart Stein „Gott braucht Menschen“
- 1972 Otto Czieski „Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt“
- 1973 William R. Fraser „Einige Aufgaben und Möglichkeiten der Erziehung“
- 1974 David Blamires „Schöpferisches Zuhören“
- 1975 Gerhard Schwersensky „Gott, Religion und die Konfessionen. Versuch einer Klärung“
- 1976 Hans Haffenrichter „Woher die Bilder kommen. Gedanken über Kunst und Meditation“
- 1977 Hans Schuppli „Konsequenzen einer Quäker-Glaubenshaltung“
- 1978 David Eversley „Wege der Gemeinsamkeit in einer Zeit des Zwielflichts“
- 1979 Heinrich Carstens „Alles ist Euer – Ihr aber seid Gottes“
- 1980 Elisabeth Hering „Das Vermächtnis der frühen Freunde – Anruf und Auftrag an uns“
- 1981 Margarethe Scherer „Was nennt Ihr mich Herr, Herr! Und tut doch nicht, was ich sage?“
- 1982 Duncan Wood „Frieden schaffen im Glauben und Handeln der Quäker“

Cary Vorlesungen

- 1983 Georg Schnetzer „Fürchtet Euch nicht...“
- 1984 Pleasaunce Holtom „Lasst Euer Leben sprechen“
- 1985 Hans Petersen „Einzelheiten zum Ganzen“
- 1986 Helga und Konrad Tempel „... dass man da wohnen möge“
- 1987 Wolfgang Harms „Der Raum der Stille im Alltäglichen“
- 1988 Ines Ebert „Es ist ein Licht in jedem Menschen“
- 1989 Annelies Becker „Glauben, der nicht zu Taten führt, ist ein lebloses Ding“
- 1990 Helmut Ockel „Bin ich meines Bruders Hüter?“
- 1991 Paul Oestreicher „Die Quäker: Ein Orden in der Gemeinschaft der Christen?“
- 1992 Heinz Röhr „Quäker sein zwischen Marx und Mystik“
- 1993 Maurice de Coulon „Jesu Nachfolge heute – Vom Erlöser zum Leitbild“
- 1994 Harvey Gillman „Spirituelle Freundschaft – Neue Modelle/Neue Beziehungen“
- 1995 Annette Fricke „Meine Erfahrung der Botschaft von George Fox durch seine Episteln“
- 1996 Heinrich Brückner „Kinder zwischen naiver und intellektueller Religiosität“
- 1997 Inge Specht „Soziale Zeugnisse der Quäker“
- 1998 Hans-Ulrich Tschirner „Quäker in der Gesellschaft“
- 1999 Dori Verness „Das Sichtbare verwandeln. Ein Leben in Versunkenheit inmitten von zielbewusst handelnden Menschen“
- 2000 Kurt Strauss „Quäkerglaube, Quäkerzeugnis, und Quäkerarbeit - Gestern, heute und morgen“
- 2001 Rex Ambler „Licht, darin zu leben – Erkundungen in der Spiritualität der Quäker“
- 2002 Roswitha Jarman „Vom Wesen und Werk der Liebe“
- 2003 Robert Antoch „Halt lieb deinen Genossen, Dir gleich. Ich bin's.“
- 2004 Tony Fitt „Quercus Quakerus. Die Wurzeln und Blüten des Quäkerbaums im 21. Jahrhundert“
- 2005 Eva Pinthus „Schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus. Story, Gemeinschaft, Herausforderung für die Religiöse Gesellschaft“
- 2006 Gisela Faust „Nimm auf, was dir Gott vor die Tür gelegt hat“
- 2007 Daniel O. Snyder „Das Friedenszeugnis als Sakrament. Die Beziehung zwischen Friedensarbeit und persönlicher Spiritualität“
- 2008 Lutz Caspers „Uneben, gefährdet, behütet. Vom Mosaik meines Lebens“
- 2009 Eberhard Küttner „Interreligiosität. Die Suche nach der Einheit in der Vielfalt“
- 2010 Heidi Blocher „Suchet zuerst das Reich Gottes und alle diese Dinge werden euch gegeben werden“
- 2011 Julia Ryberg „Wahrhaftig leben – Ent-täuscht und erhellt werden“
- 2012 Ursula Bircher „Quäkerwerte leben – Neue Wege, um Grenzen zu erweitern“
- 2013 Martin Kunz „Denken, Glauben, Hoffen: Variationen in Grau.“
- 2014 Neithard Petry „Was kann Ich sagen? Gedanken eines religionsphilosophischen Heimwerkers“
- 2015 Esther Köhring „Wurzeln und Flügel. Wachsen dürfen in der Gemeinschaft der Freundinnen und Freunde“
- 2016 Janet Kreysa „Offen für neues Licht“

